

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

Amrai Coen und Malte Henk

**„Wenn sie euch nicht in den Jemen lassen, berichtet trotzdem!“**

DIE ZEIT

**„Wenn sie euch nicht in den Jemen lassen, berichtet trotzdem!“**

Im südlichsten Land der Arabischen Halbinsel sterben Tausende Menschen in einem Krieg, von dem kaum jemand weiß. Wie schon anderen Journalisten wurde auch unseren Autoren Amrai Coen und Malte Henk die Einreise verweigert. Sie fanden einen Weg, trotzdem mit den Menschen im Jemen zu sprechen

Vor einigen Wochen stiegen in der jemenitischen Stadt Aden eine Mutter und ein Vater mit ihrem Sohn in ein Taxi und fuhren zum Krankenhaus. Als sie ihr Ziel erreichten, war Ali, das Kind, zu schwach, um allein auszusteigen. Er sprach nicht. Er bewegte sich nicht. Sein Kopf schlackerte hin und her. Seine Mutter trug ihn die Treppen hoch zur Notaufnahme. Von dort wurde Ali auf die Akutstation für mangelernährte Kinder gebracht.

Die Ärzte wogen Ali, um eine Diagnose zu bestätigen, die jeder stellen konnte, der ihn sah: *severe acute malnutrition*, akute Unterernährung in ihrer stärksten Form. Ali war neun Jahre alt und wog zehn Kilogramm.

Fatima al-Mahrok, 26 Jahre, Ärztin: »Er wimmerte nur ›Mama-Mama-Mama‹. Die ganze Zeit: ›Mama-Mama-Mama‹. Er litt unter schlimmen Bauchschmerzen und behielt nicht mal die Spezialmilch bei sich, die wir den Kindern am Anfang geben. Wir haben eine Kanüle gelegt, er bekommt jetzt Antibiotika und ein Medikament gegen den Brechreiz. Manchmal sage ich zu ihm: Komm, Ali, du bist neun Jahre alt, du solltest ein paar Schritte laufen, ich helfe dir! Dann geht er einmal den Flur entlang. Und dann setzt er sich wieder hin. Ich bin neu in diesem Job, es ist mein dritter Monat, und ich habe noch schlimmere Fälle gesehen. Viele Kinder, die wir verlieren, verlieren wir in den ersten 24 Stunden. Ali ist jetzt fünf Tage hier. Er könnte überleben.«

An dem Tag, als Ali ins Krankenhaus kam, stiegen wir, die Autoren dieses Artikels, ins Flugzeug, auf dem Weg in den Jemen. In Dschibuti sollten wir einen Zwischenstopp haben. Das Land liegt am Horn von Afrika, wo der afrikanische Kontinent bis auf ein paar Kilometer an die Arabische Halbinsel heranreicht. Dschibuti dient vielen Hilfsorganisationen als logistischer Stützpunkt, hier legen die Schiffe des World Food Programme ab, des Welternährungsprogramms, hier starten die Flugzeuge des Roten Kreuzes. Ihr Ziel ist der Jemen.

Wir wussten zu diesem Zeitpunkt eine Menge über den Jemen. Gleichzeitig wussten wir gar nichts.

Monatelang hatten wir auf das Visum gewartet. Wir hatten viel über den »vergessenen Krieg« gelesen, wie es in den Berichten über den Jemen mit verlässlicher Regelmäßigkeit hieß. Wir wussten, dass in diesem Land eine nördliche und eine südliche Seite um die Macht kämpfen. Dass der Bürgerkrieg von den Militärmaschinerien fremder Staaten angeheizt wird. Dass jeder dritte Einwohner vom Welternährungsprogramm, der Hungerhilfe der Vereinten Nationen, abhängig ist: elf Millionen Menschen. Und dass unzählige Kinder im Jemen den Hungertod sterben, wussten wir auch. Es war ein abstraktes Wissen. Was wir nicht wussten: dass es da zum Beispiel einen Jungen namens Ali gibt, in einem rosa T-Shirt mit einem Bagger drauf, einen Jungen, der früher gern Reis aß und mit seinen Freunden auf dem Fahrrad herumkurvte.

Nach der Landung in Dschibuti fuhren wir zu einem Guesthouse des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und warteten. Das Rote Kreuz wollte uns auf einem seiner Flüge mit in den Jemen nehmen. Das Visum von der Regierung des Südens war da, alles wochenlang vorbereitet, da bekamen wir Bescheid: In letzter Minute sei die Genehmigung für uns Journalisten widerrufen worden. In zwei Tagen aber gehe wieder ein Flug, dieses Mal in den Norden.

Zwei Tage später: wieder keine Genehmigung.

Mit dem Krieg im Jemen ist es so: Je länger er dauert, desto weniger ausländische Journalisten berichten über ihn. Man könnte denken, dass die Medien das Interesse an diesem Krieg verloren haben. Tatsächlich aber durften in den vergangenen Monaten kaum noch Journalisten ins Land, manche warten ein Jahr und länger auf ihre Visa, manche scheitern, so wie wir. Die beiden Kriegsparteien im Jemen haben eines gemeinsam: Sie wollen ihren Krieg vor der Welt verbergen.

Deshalb sitzen wir nun hier, im Guesthouse des Roten Kreuzes in Dschibuti. Wir haben beschlossen, den Jemen hierherzuholen, in den gefliesten Aufenthaltsraum mit Klimaanlage und Couchtisch. Wir

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

werden Stimmen aus diesem zerfallenden Land sammeln. Wir werden tun, was Journalisten eigentlich nicht tun sollten: über ein Land schreiben, ohne selbst dort gewesen zu sein.

Denn wir glauben, dass über die größte humanitäre Katastrophe unserer Zeit berichtet werden muss. Würden wir heimfahren und uns anderen Themen zuwenden, würden wir das Kalkül derer erfüllen, die diese Katastrophe verursacht haben.

Die ersten Kontakte bekommen wir von westlichen Hilfsorganisationen und jemenitischen Websites, eher wahllos schicken wir Anfragen über das Rote Meer, und als wir nach zwei Tagen die ersten Telefonate und Videogespräche führen, berichtet uns die Ärztin Fatima al-Mahrok von diesem neunjährigen Jungen, dessen Kampf auch ihr Kampf ist. Wir beauftragen einen lokalen Journalisten vor Ort in Aden, in das Krankenhaus zu fahren. Er nimmt sein Smartphone mit und ein Gerät, mit dem man eine stabile Internetverbindung aufbauen kann.

Der Journalist schwenkt sein Smartphone mit der eingebauten Kamera. Wir sehen eine Wand des Krankenzimmers, unverputzt. Einen Beistelltisch, leer. Ein Metallbett, die Matratze mit krankenhaushausgrünem Stoff bezogen. Auf dem Fußende sitzt eine Frau in Schwarz, nur die Augen schauen aus dem Gesichtsschleier hervor.

Die Kamera schwenkt weiter: ein Junge, der weiter oben auf der Matratze liegt. Er trägt das rosa Bagger-T-Shirt. Der Junge hat zwei Arme, die nicht wie Arme aussehen, eher wie Holzstöckchen. Ali kreuzt sie über dem Gesicht, nur sein rechtes Auge ist sichtbar. Mit ihm fixiert er das Auge der Kamera.

Die Kamera fährt zurück, zur Frau in Schwarz. Im nun folgenden Gespräch bleibt Ali erst mal stumm. Wir erfahren, dass die Familie Abdo vor einigen Jahren nach Aden floh. Dass ihre Heimat ein kleines Dorf in Frontnähe war, später werden sie ein Foto schicken, es zeigt fensterlose Hütten aus Stroh. Dass der Vater als Tagelöhner arbeitete und ein paar Schafe hielt; sie wurden bei einem Granatenangriff getötet. Dass Ali sechs ältere Geschwister hat, die mit der wenigen Nahrung überleben, die die Familie noch bezahlen kann. Nur Ali hat es so erwischt. Ali, der an schweren Durchfällen leidet, seit er ein Baby war.

Der Hunger, den der Krieg hervorbringt, ähnelt einem evolutionär optimierten Virus. Er befällt Menschen, die sowieso schon schwach sind.

Wovon lebt die Familie jetzt?

Gemurmel. Unser Journalist: »Der Vater versucht, Arbeit zu finden. Manchmal verkauft er Gemüse. Manchmal ist er Gepäckträger.«

Was machen die Kinder?

»Sie gehen nicht mehr zur Schule, seit der Krieg ausgebrochen ist.«

Die Mutter steht auf, verschwindet kurz aus dem Bild, bis sie mit Ali wiederkehrt, sie hält ihn an sich gepresst, dann setzt sie ihn hin. Sanft zieht sie ihm das rosa T-Shirt über den Kopf. Offenbar will sie etwas vorführen.

Sein Schlüsselbein. Seine Rippen. Die Haut, die spannt. Seine riesigen Augen, das spitze Gesicht, greisenhaft und doch dem eines Kleinkinds ähnelnd.

Uns fällt nichts anderes ein, als Ali zu fragen, wie es ihm geht.

Er blickt zu Boden, bewegt seine Lippen. Man hört ein Flüstern.

»Es ist schwer für ihn, etwas zu sagen«, sagt unser Journalist.

Wir fragen, ob es besser sei, aufzuhören.

»Stellt ein paar Fragen, die er leicht verstehen kann.«

»Ali, was gefällt dir hier im Krankenhaus?«

Er nickt, als er die Übersetzung hört, dann dreht er vorsichtig seinen Kopf nach rechts und spricht zu seiner Mutter.

»Es gefällt ihm, weil er hier behandelt wird.«

Und was will er später mal werden?

Arzt.

Sein Lieblingsspielzeug?

Spielzeug hat er nicht.

## **Der Kämpfer des Nordens**

Er lebt auf der anderen Seite der Front, Hunderte Kilometer entfernt, in Sana'a, traditionell die Hauptstadt des Jemen, 2500 Jahre alt. Er sagt, sein Kampfname sei Abu Ahmed, Vater von Ahmed, nach seinem ältesten Sohn. Er sagt, er habe Wirtschaft studiert und für die Brothers Travel Agency Touristen herumgefahren. Heute kämpft er für die Huthis. Die Huthis sind eine Miliz. Sie beherrschen den Norden.

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

»Jeder muss selbst entscheiden, ob er das kann: an die Front gehen. In anderen Berufen ist es schwer, Geld zu verdienen, Gehälter werden nicht mehr ausgezahlt. Und kein Gehalt bedeutet: kein Essen für die Kinder. Ich bin 40 Jahre alt und habe fünf Kinder. Als Kämpfer bekomme ich ein regelmäßiges Gehalt. Aber es gibt auch Monate, da verdiene ich nichts.

Manchmal bin ich zehn Tage an der Front, manchmal einen Monat lang. Dann bin ich wieder für eine Woche bei meiner Familie. Wir Huthi-Kämpfer sind es gewohnt, überall zu schlafen, in den Bergen, versteckt hinter Sandsäcken und Steinen, unter freiem Himmel. Wie viele Menschen ich erschossen habe, weiß ich nicht. Manchmal waren sie so nah, dass ich ihnen ins Gesicht schauen konnte.

Es ist für Ausländer nicht leicht zu verstehen, wer die Huthis sind. Ich will trotzdem versuchen, es Ihnen zu erklären. Wir nennen uns Ansar Allah, Helfer Gottes. Wir sind eine Gruppe von Muslimen. Wir wollen die ganz normalen Menschen unterstützen. Wir halten uns dabei an den heiligen Koran.«

Die Huthis. Klingt mysteriös, nach einer eifernden Sekte vielleicht. Ist aber ursprünglich nur der Name einer Familie aus dem zerklüfteten Hochland des nördlichen Jemen. Die Al-Huthis und einige andere Familien dort verstehen sich als Nachfahren des Propheten. Mehr als tausend Jahre haben sie den Norden beherrscht, bis die Elite in den Sechzigerjahren ihren Status verlor. Die Al-Huthis hätten nun in der Bedeutungslosigkeit verschwinden können, alter Adel quasi, der sich auf sein Schloss in der Provinz zurückzieht. Es kam anders.

Die Heimat der Familie Al-Huthi grenzt an Saudi-Arabien. In den Neunzigerjahren beginnt der riesige Nachbar, im Jemen stärker Präsenz zu zeigen, er verbreitet seinen streng sunnitischen Islam. Das Selbstbewusstsein des saudischen Königshauses beruht auf seinem Status als Beschützer der heiligen Stätten Mekka und Medina. Jeder, der sich als Nachfahre des Propheten sieht und daraus einen Machtanspruch ableitet, muss ihnen gefährlich erscheinen.

Die Huthis veranstalten damals Sommercamps für Jugendliche und agitieren gegen den Einfluss der Saudis. Anhänger laufen ihnen zu. Darin sieht auch die Regierung des Jemen ein Problem. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends gibt es erste Kämpfe, erste Luftangriffe, sie werden immer heftiger. Das Resultat: Den Huthis laufen noch mehr Anhänger zu. Sie sind jetzt die Aufnahmestelle für alle Menschen im Jemen, die unzufrieden sind.

Abu Ahmed: »Ich sympathisiere seit 2004 mit den Huthis, seit die damalige Regierung Krieg gegen sie führte – und dabei Zivilisten bombardierte. Erst sympathisierte ich mit ihnen, dann besuchte ich ihre Treffen. Sie überzeugten mich. Und seit 2015 kämpfe ich für sie. Wir, die Huthis, wir haben diesen Krieg nicht begonnen. Gehen Sie zurück in der Zeit an den Anfang, dann werden Sie sehen, wer angefangen hat.«

Wie fast jeder Krieg hat auch dieser viele Anfänge.

Bis zum Jahr 1990 bestand der Jemen aus zwei Teilen. Im Norden ein brutales Regime, mit einem typisch arabischen Autokraten. Im Süden eine sozialistische Republik, eine Art DDR der arabischen Welt. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion die Vereinigung, die eher eine Machtausdehnung des Nordens nach Süden war. Die Menschen im Süden wünschten sich Fortschritt und Demokratie. Sie bekamen Polizeigewalt, Korruption, sozialen Abstieg.

2011 die Arabellion, Jugend auf der Straße, Hoffnung im ganzen Land, doch der versuchte Wandel scheitert. Rücktritt des alten Regimes, die neue Regierung bleibt schwach. Die Huthis ergreifen ihre Chance und übernehmen kampfflos die Kontrolle im Norden. Abu Ahmed ist nicht der Einzige, der in ihnen das Versprechen auf Ehrlichkeit und Volksnähe sieht. Als die Huthis Richtung Süden marschieren, formiert sich dort Widerstand. Die ohnehin fragile Einheit des Landes zerbricht. Bürgerkrieg.

Am 25. März 2015 tritt in Washington der saudische Botschafter vor die Presse, er sagt: »Guten Abend. Ich wollte Sie informieren, dass das Königreich Saudi-Arabien eine militärische Operation im Jemen begonnen hat.« Es gehe darum, die international anerkannte Regierung vor den Huthis zu retten. Wenn die Saudis an die ihnen verhasste Miliz denken, haben sie immer auch ihren Hauptfeind im Hinterkopf, den Iran. Sie fürchten, die Huthis seien dessen Stellvertreter, dessen Verbündete, wie die Hisbollah im Libanon, die schiitischen Brigaden im Irak, Assad in Syrien.

Damals, 2015, schmieden die Saudis eine Militärkoalition aus mehr als zehn arabischen Staaten und holen sich die Zustimmung ihres größten Waffenlieferanten, der USA. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen stellt sich auf ihre Seite.

Die mächtige Koalition im Süden gegen die schwachen Huthis im Norden: Das wird eine schnelle Sache, glauben die internationalen Experten.

## **Der Kämpfer des Südens**

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

Er heißt Amdsched Chalid, er sagt, er sei 30 Jahre alt, sein Kampfname sei Abu al-Subair, nach seinem ältesten Sohn. Er ist Befehlshaber einer Brigade der jemenitischen Streitkräfte. Wie Abu Ahmed im Norden hat er sich im Frühjahr 2015 entschieden zu kämpfen. Für die andere Seite.

»Als der Krieg begann, ist die nationale Armee in zwei Teile zerbrochen: Die einen unterstützen seitdem die Huthis. Und die anderen weiterhin die Regierung. Ich bin ihr immer treu geblieben. Die Huthis haben keine offizielle Macht, sie sind nicht die Regierenden! Das Problem ist, dass sie Waffen haben. Und dass sie der verlängerte Arm des Iran sind. Dieser Krieg hat normale Menschen zu Kämpfern gemacht. Es gibt zu viele Waffen in diesem Land.

Ich habe ehemalige Freunde und Bekannte, die auf der anderen Seite kämpfen. Viele! Mit einigen spreche ich sogar noch. Ich versuche, sie wieder auf die offizielle Seite der Macht zu holen, auf unsere Seite.«

Aus der schnellen Sache sind vier Jahre geworden. In der Militärkoalition gegen die Huthis, die den Norden beherrschen, hat jeder seinen eigenen Plan: Saudi-Arabien unterstützt die offizielle jemenitische Regierung, deren Mitglieder die Einheit des Landes beschwören und ansonsten viel Zeit in Luxushotels in Saudi-Arabien verbringen. Die Vereinigten Arabischen Emirate finanzieren Warlords, die einen unabhängigen Süden wollen. Inzwischen agieren im Süden auch lokale Milizen, Kindersoldaten, Söldner aus dem Sudan. Manchmal kämpfen alle gemeinsam gegen die Huthis; immer öfter kämpfen sie gegeneinander. Kurz vor Erscheinen dieses Artikels brachen in Aden schwere Gefechte aus: die von den Emiraten unterstützten Separatisten gegen die von Saudi-Arabien unterstützten Regierungstruppen.

Die Zahl der Frontlinien hat sich vervielfacht. Viele kleine Kriege im großen.

Im Norden gab es anfangs keine Beweise dafür, dass die Huthis tatsächlich ein Stellvertreter des Iran sind. Inzwischen finden sich Indizien für Lieferungen von Raketen und Gewehren sowie strategische Unterstützung. Je mehr Zeit vergangen ist, desto mehr haben sich die Huthis dem Bild angenähert, das die Saudis von ihnen hatten. Die Angst vor einem Stellvertreter hat den Stellvertreter erzeugt.

## Der Aufklärer

»Hello? Ich habe heute keine Zeit, ich fahre gleich zu dem Haus. Rufen Sie mich am besten morgen früh an.« Am nächsten Morgen sprechen wir mit Aiman. Er hat Anglistik studiert, bevor er vor vier Jahren anfang, für die jemenitische Organisation Mwatana zu arbeiten. Sie dokumentiert Menschenrechtsverstöße aller Kriegsparteien. Aiman ist 27 Jahre alt. Er möchte in diesem Artikel nur mit seinem Vornamen erscheinen.

»Letzten Freitag gegen 17 Uhr bekam ich eine SMS von einem Bekannten: Aiman, es gab einen Vorfall in unserer Gegend, viele Menschen wurden getötet. Ein Flugzeug hat auf ein Haus gezielt. Ich rief andere Leute an, alle bestätigten: Es gab einen Vorfall, aber niemand konnte mir Details nennen. Es war schon dunkel draußen – und im Dunkeln sollte man sich hier nicht bewegen, das ist zu gefährlich.

Als die Sonne aufging, bin ich sofort los. Im zerstörten Haus standen Verwandte, Überlebende, Nachbarn. Ich habe ihnen erklärt, wer ich bin, und gefragt, ob ich diesen Luftangriff dokumentieren darf. Madsched, der älteste Sohn des Hausbesitzers, hat gesagt: In Ordnung, machen Sie das.

Ich fotografierte das zerstörte Haus. Die Menschen erzählten mir, was passiert war: Die Familie Al-Kindi hatte in ihrem Wohnzimmer zusammengesessen, so machen das alle hier am Freitagnachmittag, freitags ist bei uns ja schon Wochenende. Der Hausbesitzer war ein reicher Geschäftsmann, er hatte acht Söhne und viele Enkelkinder. Jedenfalls ... um 17 Uhr kam das Flugzeug und zielte auf die Westseite des Gebäudes, dort lag das Wohnzimmer. Sechs Menschen wurden getötet: der Geschäftsmann, seine Frau, einer seiner Söhne und drei seiner Enkelkinder, sie waren nicht einmal zwölf Jahre alt.

Als ich am nächsten Morgen eintraf, hatten sie die Toten schon beerdigt. Ich habe in den Trümmern Bombenteile gefunden und sie fotografiert, mit meinem Stift daneben, als Maßstab. Ich fand auch eine kleine Hand. Eine Kinderhand.

Ich habe vieles gesehen, was man nicht sehen will. Es macht mir keine Angst mehr. Ich sammle alles, schreibe einen Bericht, und den schicke ich an meine Organisation. Dort forschen sie dann weiter – zum Beispiel, woher die Bomben stammen. Wir haben schon Teile gefunden, die in Italien hergestellt wurden, andere in den USA.

Bei Schießereien oder Minen ist es für uns oft schwierig, herauszufinden, wer der Täter ist. Bei Luftangriffen ist es sofort klar: die Koalition des Südens. Denn sie kontrolliert im Jemen den gesamten Luftraum.

Ich wollte wissen, warum auf das Haus gezielt wurde. Ich habe in der Ruine nichts gefunden, was einen militärischen Angriff rechtfertigen würde. Da waren nur Zucker und Reis. Ich habe auch in der

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

ganzen Gegend nachgeforscht, ob die Al-Kindis je im Kampf waren, auf der Seite der Koalition oder der Huthis. Aber alle verneinten das. Von offizieller Seite hat sich niemand zu dem Luftangriff geäußert. Es ist nicht das erste private Haus, das getroffen wurde. Und es wird auch nicht das letzte sein.«

22. April 2018: Eine Hochzeitsgesellschaft wird bombardiert. 21 Menschen werden getötet, elf davon sind Kinder.

9. August 2018: Ein Bus mit Schülern wird bei einem Luftangriff getroffen. Mindestens 40 Kinder sterben, die meisten sind jünger als zehn.

26. März 2019: Neben dem Eingang eines Krankenhauses schlägt eine Bombe ein, sieben Menschen werden getötet, darunter ein Krankenpfleger und vier Kinder.

Allein im Jahr 2018 hat Mwatana 128 offenbar rechtswidrige Luftangriffe der Koalition dokumentiert: auf Beerdigungen, Märkte, Boote, Gefängnisse.

Die Mitglieder der Koalition des Südens sagen, sie kämpfen für das gesamte jemenitische Volk. Gleichzeitig werfen sie Bomben aus dem Himmel wie grausame Götter – und sorgen so dafür, dass die Menschen sich von ihnen abwenden. Und die Huthis an Akzeptanz gewinnen.

Aiman: »Auch die Huthis machen sich schuldig, nur eben nicht für alle sofort erkennbar. Gerade erst habe ich einen Scharfschützenangriff dokumentiert. Sie haben einem Kind, drei Jahre alt, ins Genick geschossen.«

15. Juli 2018: Die Huthis wollen das Büro eines Gouverneurs beschießen, treffen aber Zivilisten. Fünf Kinder sterben.

29. Dezember 2018: Drei Mädchen sammeln gerade Feuerholz, einen Kilometer von der Front entfernt, als sie von einer Landmine getötet werden.

Aiman: »Es klingt vielleicht komisch, aber ich liebe meine Arbeit. Es gibt Leute, die Organisationen wie Mwatana hassen. Sie beschimpfen uns. Die Koalition wirft uns vor, dass wir für die Huthis arbeiten. Und die Huthis werfen uns vor, dass wir für die Koalition arbeiten.«

Vor zwei Jahren war ich auf dem Weg nach Hause und wurde an einem Checkpoint der Huthis aufgehalten. Sie durchwühlten meinen Rucksack, suchten in meinem Computer nach Daten. Dann haben sie mich mitgenommen.

In der ersten Woche war ich in einer gewöhnlichen Zelle. Dann steckten sie mich in den *dark room*. Es war, wie der Name schon sagt, sehr, sehr dunkel. Ich hatte das Gefühl, ich kann nicht atmen, so dunkel war es. Drei Tage war ich dort. Ich hätte keinen weiteren überlebt. Die anderen beiden Gefangenen haben versucht, mir Essen zu geben und Wasser – aber ich konnte nichts zu mir nehmen. Sie brüllten: Holt diesen Mann hier raus, der stirbt! Die Soldaten steckten mich dann in eine Zelle mit 20 Leuten.

Mwatana fand heraus, wo ich war. Nach 17 Tagen und vielen Gesprächen mit Huthi-Kommandeuren wurde ich freigelassen. Ich mache weiter mit meiner Arbeit, ich kann nicht anders. Sollen sie doch kommen und mich holen.«

## Der Trauernde

Ein paar Tage später ruft Aiman wieder an. »Neben mir sitzt Madsched, er ist der älteste Sohn des Geschäftsmanns. Wir sitzen in seinem Auto, drei Kilometer vom zerstörten Haus entfernt. Madsched spricht kein Englisch, ich kann übersetzen.«

Madsched al-Kindi: »Es ist alles so schmerzhaft, aber ich will es Ihnen gerne erzählen. Es war ein Zufall, dass ich nicht im Haus war, als der Angriff passierte. Ich wünschte, ich wäre mit ihnen gestorben.«

Aiman: »Madsched weint, er kann gerade nicht weiterreden.«

Madsched: »Als ich davon hörte, fuhr ich sofort zum Haus. Ich konnte nicht helfen, die Leichen zu bergen. Mir war so schwindelig, ich bin ohnmächtig geworden. Ich habe keine Ahnung, warum ausgerechnet das Haus meines Vaters angegriffen wurde. Er hasste beide Seiten. Er wollte einfach, dass dieser Krieg endet. Niemand hat sich bei uns entschuldigt. Es wird einfach so getan, als wäre nichts passiert.«

Wir sitzen in unserem klimatisierten Guesthouse in Dschibuti und werden von Gesprächspartner zu Gesprächspartner gereicht, Gesichter erscheinen auf den Bildschirmen unserer Smartphones, Stimmen füllen den Raum. Da ist Fatima al-Mahrok, die Ärztin auf der Station für mangelernährte Kinder, die mitten im Krieg die Hochzeit ihres Bruders vorbereitet und Fotos von Abendkleidern schickt: »Welches soll ich anziehen?« Da ist eine andere Frau, die in einem Krankenhaus von »Ärzte ohne Grenzen« arbeitet und nur am Wochenende zu ihrer Familie fahren kann, auf die andere Seite der Front – früher ein Weg von 30 Minuten, heute braucht sie sieben Stunden. Da ist eine Intellektuelle, die ihren Job als Lehrerin

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

verloren hat und die freie Zeit nutzt, um zu promovieren, Thema: »Die Darstellung von Kriegen in von Frauen verfassten Romanen«.

Wie dankbar sie sind, dass sich jemand von da draußen für sie interessiert. Eine Frau fordert uns auf: »Ihr müsst über uns berichten! Wenn sie euch nicht in den Jemen lassen, berichtet trotzdem! Bitte, seid ein Sprachrohr für uns.«

Wenn wir auf unseren Balkon treten, blicken wir auf eine Meeresstraße. Sie trennt uns von den Menschen, die wir nur aus der Ferne kennenlernen. Sie heißt Bab al-Mandab, Tor der Tränen.

### **Der Künstler**

Jasin Ghaleb Hasan Mohammed, Architekt aus Sana'a, angestellt bei der Generalbehörde für den Erhalt historischer Städte: »Ich bin einfach nur ein normaler Mann. Ein Mensch. Ich habe keinen Bart, ich habe kein Gewehr. Mein Englisch ist nicht sehr gut ...« (Seine Tochter, außerhalb des Bildschirms, ruft herein: »Sein Englisch ist sehr gut! Er ist nur zu schüchtern!«) »... und ich bin 62 oder 63 ... äh, geboren 1956, so ungefähr. Meine letzte Gehaltszahlung habe ich bekommen vor ...« – lange Diskussion mit der Tochter auf Arabisch – »... vielleicht vor drei Jahren. Oder vor vier.

Wenn mich meine Behörde anruft, bin ich da. Aber die Lage im Jemen ist nicht so, dass sich noch viele Leute Sorgen machen um unsere Altstädte. Was meinen Lebensunterhalt betrifft, da helfen mir meine Töchter, sie haben Arbeit. Ab und zu verkaufe ich sogar eines meiner Kunstwerke.

Die Kunst ist mein Hobby, ich habe 1988 damit angefangen. Ich habe hier im Jemen ausgestellt, im Ausland auch. Sehen Sie, hinter mir, über mir, diese Bilder und Masken – ich mache Grafit, Öl, Acryl, Wasserfarben, alles. Öl ist schwierig geworden, weil es kaum noch zu beschaffen ist.« (Die Tochter ruft dazwischen: »In der Küche, im Wohnzimmer, überall macht er seine Kunst! Sogar im Bad!«)

»Ich habe angefangen, Dosen zu sammeln, die von Autos platt gewalzt wurden. Ich versuche, diesen Müll in etwas Attraktives zu verwandeln. Ich möchte damit mich selbst ausdrücken, meine Gefühle. Es gibt zu viele Leute, die leiden wie wir, aber sie bleiben stumm, weil sie Angst haben. Ich will, dass meine Werke der Welt entgegenweinen. Der Welt entgegenschreien. Jenseits der Sprache, jenseits der Armeen und Politiker.

Es gibt eine Bibliothek in der Nähe, da verbrachte ich bis vor Kurzem zwischen schönen Büchern meine Tage. Fernsehen schaue ich schon lange nicht mehr, lese auch keine Zeitungen mehr. Aber in der Bibliothek, bei den Büchern, war ich immer. Dann habe ich mich gefragt: Was hat es mir geholfen, fünf Jahrzehnte lang zu lesen? Alles umsonst. Die Menschen, die nicht lesen und schreiben können, sind besser dran. Ich habe also aufgehört, in die Bibliothek zu gehen. Ich hatte immer so viel Hoffnung: Nicht heute, aber morgen wird es im Jemen besser werden. Ich habe mich geirrt.«

### **Das Kind**

Ali, der neunjährige Patient auf der Akutstation für mangelernährte Kinder, wird jeden Morgen gewogen. Sein Gewicht wird in der Akte erfasst: 10,7 – 10,8 – 10,9 – 11 – 11,3. Die Werte steigen, langsam, aber sie steigen.

Einige Tage nachdem wir erstmals mit Ali und seiner Mutter gesprochen haben, schickt die Ärztin Fatima al-Mahrok ein Foto von ihm: Er steht aus eigener Kraft auf dem Krankenhausflur, sein Blick wirkt traurig, aber nicht mehr so verschleiert. »Das ist Ali heute, er hat etwa ein halbes Kilo zugenommen. Es geht ihm besser.« Herzchen-Smiley.

Wenige Stunden später eine neue Nachricht. »Es gab heute ein Problem mit Ali. Er hat an den Unterschenkeln ein beginnendes Ödem. Wir geben unser Bestes.« Kein Smiley.

Die Ärzte sind nicht mehr sicher, ob die Gewichtszunahme daher rührt, dass Ali an Kraft gewinnt, oder ob sie die Folge des Hungerödems ist, dieser trügerischen Aufblähung des Körpergewebes, verursacht von Wassereinlagerungen.

Bald geht es Ali wieder schlechter. Die diensthabende Ärztin sagt zu der Chefärztin der Station: Ich glaube, er stirbt.

Der Krieg im Jemen ist kein Krieg der großen Schlachten. Es stehen sich keine Armeen gegenüber, sondern Gruppen und Grüppchen. Dass er trotzdem ein Krieg des großen Sterbens ist, liegt vor allem an seinen Folgen für all jene, die nicht schießen und auch nicht beschossen werden. Es fehlen Ärzte, es fehlen Medikamente. Dafür gibt es jetzt Krankheiten wie Cholera und Typhus. Und den Hunger.

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

Schon zu Friedenszeiten gab es nicht immer genug zu essen im Jemen. Viele Jemeniten sind arm, viele leben in schwer erreichbaren Bergdörfern, in einer vom Klimawandel versengten Landschaft. Als die ersten Felder zerstört wurden, als die Militärkoalition den Zugang der Huthis zu den Seehäfen blockierte, sodass der Norden keine Lebensmittel mehr importieren konnte, als auch im Süden die Lastwagen an den unzähligen Checkpoints hängen blieben – da verbreitete sich der Hunger rasend schnell. Wie viele Tote es bisher gegeben hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Denn gestorben wird meist in den abgelegenen Dörfern, weit entfernt von allen Statistiken. Gesichert ist, es müssen Zehntausende Kinder verhungert sein. Vielleicht mehr als 100.000.

Uns wird klar: Ali zählt zu denen, die noch Glück hatten. Seine Eltern sind in eine Großstadt geflohen. Es war ein Platz im Krankenhaus frei. Er hat jetzt die Chance, um sein Leben zu kämpfen.

Und die Helfer aus dem Ausland? Das Welternährungsprogramm? Die Vereinten Nationen pumpen Monat um Monat 100.000 Tonnen Nahrungsmittel ins Land, und trotzdem geht das Sterben weiter.

### **Die Essenverteilerin**

»Nennen Sie bitte nicht meinen Namen, sonst könnte ich vielleicht meinen Job verlieren. Also, ich bin Jeminitin, Anfang dreißig, und ich arbeite für eine internationale NGO im Norden. Ich bin dort in den Gebieten unterwegs, die am schlimmsten dran sind. Wir verteilen Nahrung im Auftrag des Welternährungsprogramm: 75 Kilo Weizen, 10 Kilo Bohnen, 2,5 Kilo Zucker, 500 Gramm Salz, 8 Liter Öl – das ist ein Paket. Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, aber ... Ach, es gibt so viele Probleme. Zum Beispiel wissen die Menschen auf dem Land oft nicht, was Bohnen sind. Sie werfen die Bohnen den Eseln hin – und ihre Kinder verhungern!

Wenn wir das Essen verteilen, gehen wir nach Listen vor, auf denen die Namen Bedürftiger stehen. Aber sehr oft greifen die lokalen Huthi-Behörden ein, sie verändern die Namenslisten, oder sie sagen: Wir kennen uns besser aus, gebt uns das Essen, wir verteilen es. Und dann kriegen es nicht die sterbenden Kinder, sondern Soldaten oder Mittelsmänner. Wir haben genügend Nahrungsmittel hier im Land, aber sie landen zu oft in den falschen Händen.

Soll ich Ihnen ein Beispiel nennen? Also: Für jemenitische Verhältnisse verdiene ich gut, weil ich bei einer internationalen NGO arbeite. Ich kann meine Mutter finanziell unterstützen. Sie ist Lehrerin. Neulich komme ich nach Hause und sehe die Säcke mit den Logos drauf: WFP, World Food Programme! Eines von unendlich vielen Nahrungspaketen, die die Huthis für sich abgezweigt haben, anstatt sie den Ärmsten zu überlassen.

Mama, rief ich, bist du jetzt unterernährt? Nein, sagte sie, das war die Huthi-Behörde, sie hat uns mitgeteilt: Wir können euch nicht bezahlen, wir können euch nur die Nahrungshilfen des Welternährungsprogramms anbieten. Ich habe gesagt: Mama, wir haben doch ein Einkommen, es gibt Haushalte, da verhungern Menschen. Aber sie wollte das Paket nicht zurückgeben, sie meinte, das sei ihr Recht, es zu behalten. So denken die Leute inzwischen. Sogar meine Mutter.

Sie hat aus dem Weizen Brot gemacht, und ich habe davon gegessen! Ich, die die Nahrung an die Armen verteilen soll, habe sie selbst gegessen. Das ist doch Wahnsinn.«

Von den Vereinten Nationen hören wir, nirgends in der Welt gebe es gravierende Probleme, Bedürftige mit Lebensmitteln zu versorgen. Außer im Jemen. Alis Familie zum Beispiel erfährt erst von uns, dass es da eine Organisation gibt, die kostenlose Nahrung verteilt.

Auch anderen fällt die Arbeit im Jemen schwer. Der Delegationsleiter des Internationalen Roten Kreuzes sagt uns, nirgendwo sonst haben sie in den vergangenen Jahren so viele Sicherheitsprobleme gehabt. Drohungen, Entführungen, einer der Delegierten sei erschossen worden.

### **Die Politiker**

Hischam Scharaf Abdullah, Außenminister der Huthi-Regierung im Norden, sitzt in seinem Amtszimmer in Sana'a neben der jemenitischen Flagge, lächelt uns über sein Smartphone an und redet über die arabische Militärkoalition aus dem Süden: »Dies ist ein verrückter Krieg gegen uns! Sie sollten mit uns reden, anstatt uns anzugreifen!«

Muammar al-Erjani, Informationsminister der Regierung im Süden, saß im April in der Botschaft der Republik Jemen in Berlin-Steglitz und redete über die Huthis: »Seit Tausenden von Jahren leben wir zusammen, und jetzt das. Das Volk leidet! Die Huthis töten dieses Land!«

„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

Abdullah, Minister des Nordens: »Übrigens, das sind unsere Brüder. Wir kennen sie, wir kennen ihre Familien. Wir würden sehr gern mit ihnen an einem Tisch sitzen. Wir sind bereit für jegliche Form von Verhandlungen.«

Al-Erjani, Minister des Südens: »Wir haben nichts gegen sie, sie sind Jemeniten. Wir sind bereit, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Wir wollen ein Friedensabkommen. Aber die andere Seite hält keine Vereinbarung ein.«

Nach dem Gespräch schickt die Sprecherin des Huthi-Ministers das Foto eines Mädchens, tot liegt es auf einer staubigen Straße – »ermordet bei einem Bombardement auf dem Heimweg von der Schule«.

Der Minister des Südens holte während des Gesprächs viele Fotos hervor und erklärte, was darauf zu sehen sei: tote Kindersoldaten der Huthis, verheizt an der Front.

Inzwischen haben wir verstanden, warum der Krieg im Jemen ein »vergessener Krieg« ist.

Weil es ein Krieg ist, in dem sich kaum einer der Kämpfer für eine Heldenstory eignet.

Weil die Geschichten derer, die zu Helden taugen würden, von Menschen wie dem Rechercheur Aiman, kaum jemals vor Ort von Journalisten recherchiert werden können.

Und weil der Jemen ein riesiges Gefängnis ist, aus dem so gut wie keine Flüchtlinge entkommen, die in Europa vor der Tür stehen könnten, als echte Menschen mit echten Schicksalen. Auf dem Landweg müssten sie durch Saudi-Arabien oder die Emirate, und die lassen niemanden hinein. Auf dem Seeweg müssten sie die Überfahrt nach Ostafrika schaffen, nach Dschibuti, Eritrea und Äthiopien – und von dort die weite Reise nach Europa antreten. Aber die kann sich kaum ein Jemenit leisten.

Man kann leicht die Hoffnung für den Jemen verlieren, so wie der Künstler Jasin Mohammed, der nicht mehr in die Bibliothek geht. Oder man fragt sich, was getan werden müsste, damit es wieder Hoffnung gibt. Es ginge dann vor allem darum, etwas nicht zu tun. Die USA, aber auch Großbritannien und Frankreich müssten aufhören, Waffen an Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate zu liefern. Die Flugzeuge, Gewehre und Geschosse, die im Jemen im Einsatz sind, stammen nicht aus Fabriken in Sana'a und Aden. Sondern aus dem Westen.

Die deutsche Regierung verhängte im November 2018 einen solchen Waffenexportstopp für Saudi-Arabien, es war ein Alleingang, Großbritannien und Frankreich protestierten. Im Frühjahr 2019 hat die Bundesregierung das Verbot wieder ein wenig gelockert. Wer sich am Ende durchsetzt, ist noch offen.

Vielleicht findet sich etwas Hoffnung auch im Jemen selbst. Fast alle älteren Menschen, mit denen wir sprachen, wirkten verbittert, verzweifelt, ohne Glauben an eine Zukunft des Landes. Die Jungen aber, in ihren Zwanzigern und Dreißigern, wollen nicht aufgeben.

Da ist Alis Ärztin, Fatima al-Mahrok, die ihren Dienst auf der Akutstation unbezahlt leistet und das Geld, mit dem sie ihre Familie unterstützt, in Nachtschichten in einer Privatklinik verdient. Da ist die anonyme Essenverteilerin, die sich darüber freut, dass jetzt immer mehr Frauen arbeiten gehen, dass manche sogar einen eigenen Laden eröffnen – undenkbar vor dem Krieg, berichtete sie. Und da ist Aiman, der Rechercheur, der uns gesagt hat: »Das Einzige, was uns hilft, ist unser Optimismus. Dass wir daran glauben, dass der Krieg irgendwann vorbei ist und dem Land eine bessere Zukunft bevorsteht. Inshallah.«

In Dschibuti fahren wir von unserem Guesthouse aus eine halbe Stunde durch die Wüste, bis wir vor ein paar großen Hallen stehen.

Das Logistikzentrum des Welternährungsprogramms ist eine Art Vorratskammer für den Jemen. In den Hallen ist es still, durch ein paar Fensterschlitze fällt Licht auf gestapelte Pakete. Ein dänischer Mitarbeiter führt uns die Gänge entlang: vorbei an verpackten Operationstischen, an Erste-Hilfe-Kästen, an speziellen Betten für Cholera-Patienten, mit Löchern in der Mitte der Liegeflächen. An Kisten, auf denen steht: »Leichensäcke 10x, Leichensäcke für schwere Last 10x, Helme Größe Large 50x«.

In einer anderen Halle: Berge von Mehl, Zucker, Bohnen, Datteln, Speiseöl. Fertignahrung für Kinder.

Es ist ein Ort, der uns gleichzeitig voll und leer erscheint: zeitler, sinnleer. Auf dieser Seite der Meeresstraße sind die dem Jemen zugeteilten Dinge nutzlos, auf der anderen Seite werden sie gebraucht. Aber sie müssen warten.

Neben den Hallen stehen zehn Krankenwagen. Wie alles andere können auch sie den Umschlagplatz nicht verlassen, bis ihre Einfuhr von der arabischen Koalition genehmigt wird.

Im Hafen von Dschibuti wird gerade die *VOS Apollo* startklar gemacht, eines der beiden Versorgungsschiffe, die jede Woche in den Jemen fahren, das Heck bewehrt mit Stacheldraht, an Bord bewaffnete Sicherheitsleute. Es kam schon vor, dass Piraten versucht haben, die Schiffe zu entern.

Auf der Fahrt heute hätten sie nicht viel zu holen. Das Schiff sollte beladen werden mit »neun Paletten medizinischer Ausrüstung«, so stand es im Ladeplan. Insulin, Penicillin. Außerdem Speiseöl und Nahrungsmittel. »Es gab Probleme mit den Genehmigungen«, sagt eine Hafenmitarbeiterin. Es ist nicht ganz klar, was der Grund ist. Nur so viel ist klar: Das Schiff ist leer.



„WENN SIE EUCH NICHT IN DEN JEMEN LASSEN, BERICHTET TROTZDEM!“

Die *VOS Apollo* legt trotzdem pünktlich ab, sie könnte sonst ihren Platz im Fahrplan des Hafens von Aden verlieren, den ihr die jemenitische Regierung zugestanden hat. Sie könnte dann vielleicht wochen- oder monatelang nicht mehr im Jemen anlegen. Also schiebt sich das leere Schiff langsam aus dem Hafen, in Richtung offenes Meer. In zwölf Stunden wird die *VOS Apollo* ihr Ziel erreichen. Dann wird sie wieder nach Dschibuti fahren.

### **Das Kind**

Wir sind zurück in der Redaktion in Hamburg, als sich unser lokaler Journalist noch einmal meldet. Wieder ein Videoanruf, er sitzt im Auto, filmt durch die Frontscheibe, blauer Himmel, Staub, Sand. Der Journalist ist in Aden unterwegs, damit wir sehen können, was aus Ali geworden ist. Diesmal ist das Ziel nicht das Krankenhaus.

Der Wagen stoppt. Der Journalist steigt aus. »Eine sehr ärmliche Gegend«, sagt er. Flache Häuser aus nacktem Stein. In eines geht er hinein. »Alis Vater wartet schon.«

Das Haus hat zwei Zimmer. Im einen steht ein Grill auf dem Boden, daneben Schüsseln und Plastikeimer zum Kochen und Waschen, das Wasser holt die Familie aus einer Moschee. Das andere Zimmer ist fast leer, bis auf einen Teppich und ein paar Matratzen. Alis Vater ist ein sehniger Mann, über den Kopf hat er ein violette Tuch zu einem Turban gewickelt. Er blickt ein wenig schüchtern in die Kamera. »Die Armut ist ihm peinlich«, sagt der Journalist.

Er verschwindet, um aus dem Auto eine Batterie für sein Übertragungsgerät zu holen, und der Vater und wir lächeln uns über Tausende Kilometer und eine Sprachbarriere hinweg stumm an. Da betritt ein Junge den Bildausschnitt und setzt sich auf den Boden. Der Vater streicht ihm über den Kopf. Der Junge sagt mit einer hohen, etwas wackligen Stimme: Salam alaikum. Es ist Ali.

Er ist immer noch sehr dünn. Aber er sieht nicht mehr so apokalyptisch aus. Gestern haben sie ihn aus dem Krankenhaus entlassen. Das Ödem war nach drei Tagen von selbst verschwunden, Ali hatte weiter Gewicht zugelegt, am Ende seiner Rückkehr ins Leben wog er 12,5 Kilo, und spätestens als die Sache mit dem Jo-Jo passierte, wusste die Ärztin Fatima al-Mahrok, dass er auf dem richtigen Weg war. Eine NGO wollte für die jungen Patienten auf der Station Geschenke finanzieren. Fatima al-Mahrok ging auf den Markt und überlegte, welches Geschenk zu welchem Kind passte. Als Ali das blaue Papier aufgerissen hatte, fragte er: Was ist das? Die kleineren Kinder hatten Bälle und Spielzeugautos bekommen. Ali rief: Ich will kein Jo-Jo, ich will ein Auto! Die Ärztin versuchte ihn zu trösten. Und freute sich über die Lebendigkeit seines Protests.

So kam Ali zum ersten Spielzeug seines Lebens.

Die *severe acute malnutrition* wurde herabgestuft zu einer *moderate acute malnutrition*, und seine Mutter bekam eine Plastiktüte voller Riegel, zubereitet aus Nüssen, Öl, Zucker, Milch und Vitaminen. Die Ärzte erklärten ihr, dass Ali weiter zunehmen muss, Zielgewicht: 18 bis 20 Kilo. Und hier ist er jetzt und winkt uns zu, die Mutter hat sich dazugesetzt. Seine Brüder und Schwestern sind unterwegs, helfen Nachbarn bei der Hausarbeit und verdienen damit ein wenig Geld.

»Ihn lasse ich nicht raus«, sagt die Mutter. »Wenn er in die Sonne kommt, wird er schnell ohnmächtig. Er verträgt die Hitze nicht. Seit seiner Geburt ist er so: ein schwaches Kind, das oft allein sein will.« Man merkt ihr an, wie sehr sie zeigen möchte, dass sie Ali liebt, ihn beschützt. Wie sehr es sie belastet, dass sie ihrem Kind das vorenthalten musste, was Eltern einem Kind doch von Natur aus unbedingt geben wollen: Nahrung.

Ali holt einen der Riegel aus der Plastiktüte. Er packt ihn aus, beißt hinein und isst ihn auf.